



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Idyll aus der Belagerung von Paris : aus dem Tagebuch eines
Kriegskorrespondenten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

man könne Herkules eher seine Keule, als Homer einen Vers abringen. Aber auch nach den Angriffen Wolfs, Lachmanns, Kirchhoffs und unzähliger andern ist von den verschiedensten Kritikern immer wieder auf die doch offenbar in den Gedichten hervortretende Einheit hingewiesen worden, und das ist auch von Knötel und Säger geschehen, von keinem aber in so umfassender, eigentümlicher Weise, als von Hermann Grimm in den beiden oben in der Anmerkung genannten starken Bänden.

(Fortsetzung folgt)



Ein Idyll aus der Belagerung von Paris

Aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten



Als Herr Thiers den Vorschlag machte, Paris mit einer Wüste zu umgeben, gab er das Lösungswort zu allen Verheerungen, die seitdem über diese lachenden Landschaften hereingebrochen sind. Daß seiner Anweisung nicht sofort durch die Sendlinge der Pariser Regierung gründlicher Folge geleistet wurde, daß man, um der Belagerungsarmee vollständig das Obdach zu entziehen, die Ortschaften nicht vom Boden vertilgte, war einzig der Schwierigkeit dieser Aufgabe zuzuschreiben. Wären bloß Kartenhäuser umzublasen gewesen, die Arbeit wäre geleistet worden. Da es Gebäude von Kalk und Stein einzureißen galt, erwies sich die Mühe als zu groß. Man glaubte — soweit es nicht Herrschaftssitze waren, wo man die Dienerschaft zurückgelassen hatte — genug gethan zu haben, wenn man die Bewohner mit ihren Habseligkeiten austrieb, die Fenster und Spiegel zerschlug, die Weinkeller leerte und allem häuslichen Komfort den Garaus machte. Nichts wäre freilich ungerichter, als wenn man den greulichen Zustand, in dem sich die meisten Ortschaften um Paris befinden, einzig den Franzosen zuschreiben wollte. Man soll selbst den Teufel nicht schwärzer malen, als er ist. Ein so gründliches Verwohnen menschlicher Behausungen vollzieht sich nicht von einem Tage zum andern. Es setzt Mühe, Langeweile voraus und nicht minder öftern Wohnungswechsel. Der Fortziehende hinterläßt dann den Nachfolgern die ganze Summe von Anordnung, Notbehelfen, Berümmungen und Verunstaltungen, die die natürlichen Begleiter jedes Quartiernehmens in unbewohnten und dürftig oder gar nicht möblirten Häusern im Feindeslande sind. Der Nachbewohner findet bereits einen unleidlichen Zustand vor und richtet sich nach seiner Weise wieder ein, ohne mit manchem von dem Vermächtnis des Vorgängers ganz aufräumen zu können. Und so wird es denn mit jedem Tage unsaubrer und unwohnlicher.

Ich schreibe dies nach den blutigen Marnetagen in meinem Quartier, das, wie so viele in demselben Orte — es ist das städtische Dorf Champs —, keine

Spur von jenen andern, von französischer Seite vorgenommenen Verwüstungen aufzuweisen hat, und das, da es dennoch den traurigsten Anblick gewährt, ein Beispiel bietet von dem Verwohnen, wie ich es eben geschildert habe. Ich füge hier gleich hinzu, daß daran weder Mutwille noch Zerstörungswut ihren Anteil gehabt hat, und daß ich selbst während meines kurzen, heute endenden Verweilens, soweit die Kälte zum Heizen nötigte, und dieses wieder dazu zwang, vorhandne Gegenstände zu verbrennen, die Verheerung mit fortsetzen mußte. Gerettet vom Feuertode — aber auf wie lange? — wurden von mir die Bücher des Hausherrn, nachdem sie ein dienstfertiger Geist bereits dazu verurteilt hatte; dagegen habe ich einen Pack sauber geschriebener Notizen verheizt, ferner Zeichenbücher eines Schülers oder einer Schülerin, nicht minder eine Masse, wie ich hoffe, wertloser, wenigstens längst mit Füßen getretener Kleidungsstücke, und endlich eine, wenn nicht gar zwei Malerstaffeleien. Auch das riesige Kopsende einer Mahagonibettstelle, das zerbrochen zur Hand war, habe ich wenigstens schon vor meinem Kamin liegend vorgefunden.

Vor uns hat Champs Württemberger beherbergt, jetzt ist es mit Sachen belegt, zum Teil — unser Quartier z. B. — mit solchen, die den ganzen Tag im Feuer gestanden haben und sich für morgen auf neue Anstrengungen gefaßt machen müssen. Alles erreichbare Holz ist schon vor unserm Eintreffen längst aufgebraucht worden. Bäume, Wäschpfähle, Leitern, Haublöcke, Hühnersteigen — unsre Vorgänger haben notgedrungenerweise mit allem aufgeräumt. Die Kälte ist bitter. Wir sind im Finstern eingerückt, hatten uns einzurichten, wie es eben ging; das Kaminfeuer sollte zugleich das Herdfeuer vertreten. Da mußte denn Vandalie gespielt werden.

In welcher Progression sich solche Selbsthilfe steigert, sehe ich jetzt, wo wieder von damen gezogen werden soll. So ziemlich mit allem, was Hof und Garten an brennfähigen Gegenständen vorher noch nicht hergegeben hatten, sind wir ans Ende gelangt. Eben wird unter meinem Fenster das mächtige Gestell einer Gartenschaukel umgefäht; eine Mahagonischublade, eine Zeit lang noch als Aufbewahrungsort einer Menge von Schriftstücken, Schulzeugnissen, Briefen und Familienreliquien respektirt, ist heute ihres Inhalts entleert; sie steht, mit Asche gefüllt, im Hausgange.

Übrigens tritt noch etwas andres hinzu, um den Besitzstand des Abwesenden empfindlich zu schädigen: das Mobilwerden des Hausrats in solchem Sinne, daß bei einer Truppenverlegung immer ein Teil davon mit umzieht. Viele Orte sind ganz ohne Matratzen, Stühle, Tische und sonstige wünschenswerte Dinge. Andre, wie z. B. Champs, bieten nach dieser Seite hin noch einige Auswahl. Dergleichen wird nun auf die Wanderschaft gebracht. In meinem Zimmer steht ein großer Zischkessel als Wasserbehälter. Er wird heute nach Le vert galant mitgenommen werden, mit meiner Einwilligung, denn wir haben dergleichen schon lange dort vermisht. Eine hölzerne Wanduhr ist auch in Gefahr, dahin mit umziehen zu müssen, doch sind wir wegen Uhren drüben nicht in Verlegenheit, und daher gedenke ich Einspruch zu erheben. Kaffeemühlen, Trichter und ähnliche oft schwer entbehrliche Dinge sind herkömmlicher Weise auf fortwährender Wanderschaft im Belagerungsgürtel, und da, soweit dieser reicht, sämtliche Thüren offenstehen, und nur der Cinquartierte als jeweiliger Besitzer des vorhandnen Inventars respektirt wird — immer die Herrschaftsfige mit zurückgelassener Dienerschaft ausgenommen —, so dürften wohl nur wenige Häuser noch ihre eignen Möbel haben.

Wer sind nun die Leutchen gewesen, mit deren Hausrat aufzuräumen auch mir friedlichem Beobachter beschieden gewesen ist? Unter den auf dem Estrich

des bescheiden Hauses und im Stroh des Stalles verstreuten Scharfeten, Büchern und Papieren habe ich einige heute aufgelesen, um aus ihnen womöglich einige Anhaltspunkte für die Beurteilung der so bitter heimgesuchten Familie zu gewinnen. Denn wenn inmitten des unvermeidlichen allgemeinen Ruins der eine Fall auch nicht mehr Teilnahme zu beanspruchen hat als der andre, und wenn bei dem furchtbaren Umfang unsrer eignen Opfer diese Teilnahme in der That nur eine sehr beiläufige sein kann, so stehen wir doch dem Feinde mit hinreichend menschlichen Empfindungen gegenüber, um uns für das Zugrundegehen so mancher eingefriedeten Existenz ein offnes und nicht gleichgiltiges Auge zu bewahren. Verlernen wir auch das noch, so kosten uns unsre Siege mehr, als sie uns kosten dürfen.

Ob ein positiver Befehl diese und andre Bewohner des Ortes fortgetrieben hat, oder ob es die Angst vor den „Barbaren“ gethan hat, wird mir aus den Briefen, die mir vorliegen, nicht klar. Der ganze Zustand des Hauses läßt aber keinen Zweifel: weder Monsieur Gustave Petit hat Zeit gehabt, seine Bücher einzugraben, noch Madame Flavie Petit ihre Nipp Sachen, ihre Kleider, ihr Nähzeug, noch der siebzehn- oder achzehnjährige Maurice seine Schmetterling- und Stein Sammlungen, noch endlich Mademoiselle Valentine ihre Strohhüte, ihren Sonnenschirm, ihre Schularbeiten, ihren Reitfattel, ihre getrockneten Bouquets, ihre redselige Korrespondenz mit drei bis vier lieben Freundinnen. Alle diese Häbseligkeiten hat die flüchtige Familie im Stich gelassen, die einen noch unberührt, z. B. die vortrefflichen naturwissenschaftlichen Sammlungen des Sohnes, die andern, je nachdem sie dem Bedürfnis des Augenblicks dienten, über alle Zimmer verstreut. Auf dem Kaminsims des von uns zwei Kriegskorrespondenten — Robert Waldmüller und dem Timeskorrespondenten Master Augustus Kelly — bewohnten, mit dem Gerümpel und den aufgehäuften Verkehrsüberbleibseln zahlloser Quartiervorgänger überfüllten Zimmerchens steht unversehrt unter Glas eine Malasteruhr; zu beiden Seiten haben zwei Malastervasen den Einquartierungsturm glücklich überstanden, ein sprechender Beweis gegen die Ausnahmslosigkeit des uns nachgesagten génie de destruction. Ein brauner Ambrarosenkranz hängt an der Wand, blaue Blumen gläser winken von einem Nippbrett herab neben Bierkürbissen, Nadelbüchsen, Niechfläschchen, Geburtstagsstassen und ähnlichen Erinnerungen. Eine Schwarzwälder Uhr, die unsre Vorgänger aufgezogen hatten, und die wir ebenfalls im Gang erhalten, tickt neben dem Kaminspiegel, alles fast bis zur Unkenntlichkeit blind von Staub, Fliegen Spuren und Ruß. Über einem der beiden Betten des Zimmers hängt ein eisernes Kreuzifix.

In andern Zimmern — das Haus hat eine Anzahl winziger Räume — hängen Bilder an den Wänden, besonders Kopien in Öl, eine leidliche Veda neben sehr geschmacklosen Modekupfernachahmungen. Wer diese Werke geschaffen hat, darüber schweigt die sonst so vielseitige Korrespondenz. Die Musikalien dagegen gehören Valentine.

Doch genug von diesem Drum und Dran. Zwei Photographien auf Glas, die ich aus dem Trümmerwust gerettet habe, will ich in nicht leicht erreichbarer Höhe an die Wand hängen. Es sind zwei Kinderbilder, das eines sitzenden Knaben von etwa sieben Jahren, und das eines kleinen, lässig stehenden Mädchens von vielleicht fünf oder sechs Jahren, das eine Puppe im Arme hält. Es sind offenbar die in einigen Briefen erwähnten Kinder Maurice und Valentine, wie sie vor einem Jahrzehnt ausgesehen haben mögen. Das Mädchen hat schwarzes Haar und schwarze Augen, dazu eine sehr große Stirn, unter der sie mit augenscheinlichem Mißtrauen gegen den auf sie gerichteten Apparat des Photographen hervorblickt.

Vor mir liegt eine Anzahl weiß beklebter Papptafeln Valentins, die sie an ihrem vierzehnten Geburtstag mit dem Verzeichnis ihrer Tagesbeschäftigungen beschrieben hat, für jeden Tag der Woche eine Tafel. Sie datiren vom 23. September 1868 und geben, im Zusammenhange gelesen, ein ganzes kleines Lebensbild. Hier die Übersetzung einer dieser Tafeln:

Dienstag in Champs. Valentine Petit. Um 6 Uhr (weniger ein Viertel) aufstehen und mich ankleiden. ○ (Um 7 Uhr in den Stall gehen, dem Esel zu trinken geben, ihn draußen im Freien anbinden, und zwar wo Grünes ist; seine Streu umstößern.) Um $\frac{1}{2}$ 8 frühstücken. (Um $\frac{3}{4}$ 8 faire le pansement, comme disent les cochers, d. h. meinen Esel striegeln, bürsten, ihm die Füße waschen usw. Dann frisches Stroh in seine Krippe stecken, wenn sie leer ist.) Um $8\frac{1}{2}$ ins Haus gehen, meine Stillübung arbeiten und meine Kammer in Ordnung bringen. Um $10\frac{1}{2}$ mich frisiren und umkleiden. Um 11 Frühstück. (Gegen $\frac{3}{4}$ 12 meinem Esel zu trinken geben und ihm Stroh bringen, wenn er dessen bedarf.) Spielen. Um 1 wieder ins Haus. Stillübung, Fertigmachen, Abschreiben, Nähen, Lesen. Um 4 Uhr Klavierunterricht; (um 5 meinem Esel Hafer geben;) um $5\frac{1}{4}$ mit Klavier fortfahren oder alle meine Stücke durchspielen; um $5\frac{1}{2}$ Mittagessen; um $6\frac{1}{4}$ spielen oder lesen (dann vor Dunkelwerden meinem Esel sein Lager bereiten, ihm Stroh und Heu in seine Krippe thun, und zuvor ihm zu trinken geben). Um 9 Uhr auf mein Zimmer gehen, meine Uhr aufziehen und schlafen gehen. ○ Dieses nehme ich mir vor, alle Dienstage zu thun, gerechnet vom 23. September 1868, an welchem Tage ich vierzehn Jahre alt geworden bin, mit Vorbehalt wegen eingetretener Hindernisse. Valentine Petit.

Die eingeklammerten Sätze hat, wie es scheint, die Lehrerin durchstrichen; sie betreffen sämtlich den Esel. Die morgens und abends vorkommenden Ringe bedeuten vermutlich das Abbeten des Rosenkranzes.

Ähnlich sind die übrigen Wochentafeln, doch enthält die des Donnerstags eine von der Lehrerin nicht durchgestrichne Erwähnung des Esels, indem um 12 Uhr Valentine mit ihrem Eselwagen ihren Lehrerinnen bis zur Eisenbahn entgegenfährt und sie nachmittags um 4 Uhr wieder fortbringt. Dieser festliche Tag ist durch eine Blumenguirlande ausgezeichnet.

Vom 18. Mai des folgenden Jahres sind einige Briefkonzepte da an l'amie Adèle, worin Valentine ihre Tagesordnung etwas zwangloser beschreibt. Sie hat keinen Wecker und steht daher nicht immer pünktlich auf. Um 6 Uhr bringt ihr aber Marie, die Köchin, eine Tasse Eselmilch ans Bett, „denn ich habe dir schon mitgeteilt, daß ich eine Eselin habe, und diese hat wieder une petite fille et par conséquence elle a du lait, und die bekomme ich wegen meiner Gesundheit zu trinken.“ Darnach steht sie gewöhnlich auf, zuweilen schläft sie aber auch wieder ein, neulich bis $7\frac{1}{2}$ Uhr. Nach dem Aufstehen verrichtet sie ihr Gebet und geht dann hinunter, um Schokolade zu trinken. Hierauf wird etwas „flanirt,“ dann folgen die bekannten Arbeiten, dann Spielstunde (oui, je joue!), Frühstück und ein Ritt auf Brunette, der lieben Eselin u. s. f.

Diese Briefe werden durch Zuschriften der Freundinnen ergänzt, darunter einige von 1870. Im Mai dieses traurigen Jahres — Valentine hat inzwischen ihre première communion gemacht und schwärmt in Empfindungen über diesen schönen Tag — handelt es sich um das übliche Schmücken des Marienaltars. L'amie Caroline sendet ihr dazu zwei kleine Vasen; auf die Maurice, nach Valentins Vorschrift, Buchstaben gemalt hat. Es werden Verabredungen getroffen, wie die Freundin über Billiers nach Champs in die Messe kommen könne usw. Valentine

hat übrigens auch (nach der jetzigen Pariser Erziehungsmethode) etwas Englisch gelernt, und empfängt englische Briefe von einer Pariser Freundin, P. Le Rouget. Diese ist ebenfalls im Begriff, ihre erste Kommunion zu machen, und hat deshalb viel zu thun, versichert übrigens, auf Valentins Ball sei es reizend gewesen; sie und auch Leonie hätten sich vortrefflich vergnügt, und sie hoffe sehr, Valentine werde, ehe sie wieder für sechs Monate aufs Land gehe, noch die Abendgesellschaft im Hause der Schreiberin mitmachen. Dazwischen wieder die Kommunion: „Heute über einen Monat! Wie sehr ich den Tag herbei wünsche, kannst du dir nicht vorstellen.“

Diese Freundin Caroline, mit der Valentine nach langer verstohlener Zuneigung glücklich auf den Dufuß gekommen ist, wird zu ihrer Firmelung in einem langen und von Gefühl überströmenden Briefe beglückwünscht. „In diesem Augenblick gerade wirst du die Absolution empfangen und folglich dir keine Sünde mehr vorwerfen können. O wie du ruhig sein mußt und wie viel glücklicher noch bei dem Gedanken, que ton divin Jésus va se donner à toi demain, oui demain! Oh va! la 1ère communion, c'est le plus beau jour de la vie!“ Außerdem wechseln in diesen Briefen immer die Bitten: die Freundin möge für die Freundin beten; bald kommt die eine, bald die andre auf diesen Liebesdienst zurück; und Valentine schreibt einmal: wenn auch die Freundin am Tage vielleicht ihrer vergessen haben sollte, am Abend werde sie sich doch beim Beten gewiß ihrer erinnern, prière si douce et agréable qui ne sera presque que des remerciements à Dieu, ah oui! Car que pourrais-tu lui demander, si ce n'est le bonheur des autres, car pour toi que te faut il de plus? Was brauchst du mehr, will sie sagen, als das Glück, das die erste Kommunion dir ins Herz gegossen haben wird?

Im ganzen macht das alles keinen ungünstigen Eindruck. Die pünktliche Art, wie die Tochter erzogen wird, die herzlichen Worte, mit denen sie die Lehrerinnen erwähnt, die Sammliebhabelei des Sohnes, das harmlose Geschwätz der Freundinnen, die kleine Bibliothek, der Geschmack für Musik und Malerei, die überaus ländliche Einrichtung, die Genügsamkeit in Bezug auf den Raum, es ist ein bescheiden zugeschnittenes Hauswesen, das von dem großen Babel nur wenig berührt wird. Von dem Vater ist selten die Rede, auch der Mutter gedenkt die Tochter nur beiläufig. Desto lebendiger ist sie in Bezug auf ihre blühenden Kirschbäume, ihren ausgedehnten, reizend gelegnen Garten und — ihre Brünnette, von deren Töchterchen es heißt: je pense avec plaisir au deuxième dimanche de Juin, je vais acheter des dragées, et nous allons faire un splendide baptême à la fille de Brunette, que nous nommerons Caroline, seulement cette nouvelle filleule ne sera pas aussi douce que sa mère.

Wohin mögen diese glücklich sorglosen Leuten verschlagen sein? Muß Mr. Gustave Petit als Sédentaire die Wache beziehen? Ist Maurice am Ende gar unter denen gewesen, die ich gestern auf dem Schlachtfelde von Villiers liegen sah? Traurige Zeiten! —

Soweit mein damaliges Erinnerungsblatt. Als ich später einmal meine Papiere aus jenen denkwürdigen Tagen durchblätterte, kam mir der Einfall, der kleinen Herrin Brünnettes eine Zeile zu schreiben und um Auskunft zu bitten über das Ergehen aller derer, die ohne ihr Wissen und Wollen in jener blutigen Marne-woche mein Interesse in Anspruch genommen hatten. Ich fügte hinzu, daß ich besonders auch wissen möchte, ob die beiden Photographien den Kriegstrubel glücklich überstanden hätten.

Die Antwort gab der Vater. Sie lautete nicht tröstlich. Bei Gelegenheit

einer spätern Einquartierung war das Haus in Flammen aufgegangen, und die alte Mutter des Besitzers hatte der Schreck getötet.

Glücklicherweise läßt sich auch von gelinder verlaufnen Heimfuchungen erzählen. Hier noch ein paar von meinen Tagebuchblättern aus der Zeit der Friedensunterhandlungen nach Besetzung der Forts:

Die Belagerungsarmee hat sich zwar näher um Paris zusammengeschoben; außer den Forts findet sie aber in den von den Franzosen geräumten Orten fast nirgends ein wirkliches Unterkommen, denn das lange Hin- und Herbombardiren ist nicht ohne gründliche Schädigung ganzer Wohnungsbezirke abgegangen. Daher werden auch so ziemlich alle bisher zum Belagerungsgürtel gerechneten Dörfer nach wie vor von uns inne gehalten, und die Einwohner dürfen nur dahin zurückkehren, wo wir den Raum nicht selbst brauchen. Sie lassen es sich aber nicht nehmen, wenigstens ihr Eigentum wieder einmal mit eignen Augen zu sehen, und da giebt es denn oft wunderliche Szenen. So neulich in Livry, wo die sächsischen Schützen liegen.

Es läge mir sehr daran, sagte ein solcher Hausbesitzer, der zu Besuch kam, einmal zu sehen, wie das Wasser in meinem Brunnen beschaffen ist.

Sind Sie wohl Wasserdoctor?

Das gerade nicht.

Aber Sie meinen, wir hätten Ihren Brunnen vergiftet?

Wie sollte ich!

Also bloße Neugierde?

So ungefähr.

Schöpfen Sie denn, so viel Ihnen beliebt. Eimer, Strick und Winde, alles ist in bester Ordnung.

Der Besitzer schmunzelt und blickt in seinen Brunnen hinab.

Nun, mein Herr?

Die Sache ist — beginnt er schüchtern —

Sie brauchen sich nicht zu geniren!

Nicht doch, aber die Sache ist — er zieht ein Fünffrankenstück aus der Tasche. Würden mich die Herren wohl einmal in meinem Eimer in die Tiefe hinablassen?

Für fünf Frank in Ihren eignen Brunnen hinab? Gewiß!

Der Mann wird in die feuchte Tiefe hinabgelassen. Nach einer Weile giebt er das Zeichen, ihn wieder hinaufzuziehen. Als er glücklich wieder über den Rand ist, dankt er verbindlichst und geht von dannen.

Die Schützen sehen ihm verwundert nach. Wenn Sie etwa morgen noch einmal hinab wollen, ruft ihm einer nach, so seien Sie ja nicht blöde.

Ich danke, giebt der Franzose zur Antwort und zeigt auf ein eisernes Kästchen, das er unterm Arm verborgen hält. Ich hatte nur ein solches Andenken zurückgelassen.

Und mit seinem glücklich wieder gehobnen Schaze machte er sich davon.

In Aulnay verlief eine ähnliche Schazgräbergeschichte in andrer Weise, doch bis jetzt wenigstens auch nicht zum Schaden des rechtmäßigen Besitzers. Er hatte mit großem Lamento die unwirklichen Räume seiner kleinen Villa durchwandert, und da er dem Weinen nahe schien, so ließen ihn die gutmütig beschwichtigenden Quartiergäste endlich mit seinem Schmerz allein.

Nach einer Weile kommt er ganz vergnügt aus dem Garten zurück.

Nun, mein Herr? denn der Belagerungssoldat titulirt jeden Franzmann „mein Herr“; nicht wahr, Sie haben sich Ihren Schaden noch einmal besehen? Verhältnismäßig ist es Ihnen noch gut gegangen?

Gewiß! Tout va bien, tout va très bien!

Sind das sonderbare Käuze, sagen die Soldaten, als der Franzose mit vielen Höflichkeiten von dannen getänzelt ist.

Sonderbare Käuze? ruft einer, der eben mit einer Tüte Schnupftaback vom Marktender heimkommt. Verwünschte Gauner findst! Hat er mich nicht mit dem halben Franken fortgeschickt, als ich ihm eben in den Garten folgen wollte? Und ich lasse mich auch wahrhaftig aus Gutmütigkeit fortschicken! Während dessen hat er einen Schatz im Garten ausgegraben. Jetzt lacht er sich ins Häufchen!

So wars aber gar nicht gewesen. Ausgegraben hatte der Franzose nichts, wie ein Augenzeuge nachher ausagte. Nur in seinem Garten umgesehen hatte er sich. Der war nun freilich von den Soldaten wie alle übrigen Gärten des Belagerungsgürtels schon vor Monaten um und um gewühlt worden, bis sie sich dabei beruhigt hatten, hier liege nichts verscharrt. Jetzt war das Gegenteil klar; aber wer will, wo Bäume, Stauden und Gemüse über einem solchen Fleckchen Erde die harmlosesten Mienen machen, den Ort des Verstecks genau herausfinden? Mags drum sein, war denn auch schließlich das Ende neuen Überlegens. Und so bleibt der Schatz wohl, wo er liegt, bis Mulnay wieder von seinen rechtmäßigen Besitzern bewohnt sein wird.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Buntes von der Woche. Die zweite Februarwoche begann mit dem Protest von 69 großen Städten Preußens gegen das Lehrerbefoldungsgesetz und der Gründung eines preußischen Städtetages. Erfreulich ist die dadurch eingetretene Verschärfung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land freilich nicht, aber man kann es den Magistraten nicht verargen, daß sie sich endlich einmal zur Abwehr der agrarischen Angriffe auf die Interessen der städtischen Bevölkerung aufraffen. Wäre es ihnen nicht um bloße Abwehr, sondern um einen Angriff zu thun, so würden sie sich im Vergleich mit dem Bunde der Landwirte sehr ungeschickt benommen haben, denn sowohl in den Reden und Resolutionen wie in der an den Landtag gerichteten Petition kommt nichts vor, was mit agitatorischer Kraft zu packen geeignet wäre. Nicht einmal das von Tewß gesammelte Material, auf das, nachdem es die Nationalzeitung abgedruckt hatte, die Berliner Korrespondenz einen mißlungnen Angriff unternommen hat, haben sie verwertet. Tewß ergänzt dieses Material in Nr. 20 der Sozialen Praxis. Die Verwendung der Staatszuschüsse auf dem Lande erinnert einigermassen an die Schulz-Wecken. So hat einmal ein süddeutscher Dorfschulze die Worte „zu Schulzwecken“ gelesen und sich von dem Ertrage einer Schulstiftung Wecken backen lassen. In Ostelbien sind es nicht die Schulzen, sondern die Rittergutsbesitzer, die so schön lesen können.

Die Interpellation Heyl wegen der Zustände in der Konfektion und Wäschefabrikation am 12. hat uns das seltne Schauspiel einer vollkommenen Einigkeit aller Reichstagsfraktionen unter sich und mit der Regierung beschert. Der Sozialdemokrat Fischer benahm sich dabei höchst ungeschickt und unpolitisch; anstatt sich